Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 27 (1947-1948)
Heft: 7

Artikel: Erinnerungen an Berlin [Schluss]
Autor: Kassner, Rudolf
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-159557

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

«In jeder menschlichen Seele findet sich eine Leere — ein tiefer Riß ist in uns allen. Wenn der Sozialismus diese Leere nicht ausfüllen kann, wenn er den Riß nicht überbrücken kann, dann hat er in unserer Zeit überhaupt versagt» (S. 226).

Und hierin liegt der Sinn beider Arbeiten, derjenigen von Brupbacher und derjenigen von Koestler, ein Sinn, der auch den Nichtmarxisten berührt: es genügt nicht, den falschen Mythos zu zerstören, der um Rußland und die marxistische Theorie gewoben wurde. Die Wirklichkeit, die diesen Mythos nur zerbricht, hinterläßt eine Welt in Trümmern, aus denen nur neue Mythen, ein neuer Faschismus, wachsen kann. Der Nichtmarxist hat, wenn er etwa gläubiger Christ ist, eine Werteordnung, die — auch wenn sie durch das Chaos des Krieges erschüttert wurde — nicht widerlegt wurde. Allen Sozialisten aber, denen ein Mythos zerbrach, ist zu wünschen, daß sie an Stelle des Mythos den positiven Glauben finden, der Koestlers und Brupbachers Studien auszeichnet: den Glauben an eine Form des Sozialismus, die Tradition und Zukunft, Freiheit und Gemeinschaftsordnung, Idee und Wirklichkeit versöhnt. Den Glauben an einen solchen Sozialismus und seine Erfüllung mit Zynismus zu untergraben, wäre eine verhängnisvolle Kurzsichtigkeit. Ihn zu unterstützen, ohne den Sozialismus als ausschließliche Lösung zu bejahen, ist vernünftige Pflicht aller Gutgesinnten der verschiedensten weltanschaulichen Lager.

ERINNERUNG AN BERLIN

VON RUDOLF KASSNER

Schluß

12.

Ich hatte ein Kolleg bei Adolf Harnack belegt: «Das Vaterunser», später las ich dann desselben «Wesen des Christentums», das keinen Eindruck hinterließ, und kam erst mit den Jahren auf die Dogmengeschichte. Auch verkehrte ich in Oxford viel mit einem seiner Schüler, der mir das Goethe'sche an seinem Lehrer rühmte. Adolf Harnack war zweifellos ein großer Philologe und Historiker, der größte in seiner Art, zu Gott aber hatte er, wie er sich zur Fürstin Herbert Bismarck bei einem Besuch in Schönhausen einmal ausdrückte, keine Beziehung. Keine andere, dürfte er wohl gemeint haben, als eine historische, historisch-kritische. Das muß ich wohl

damals schon gespürt haben; einige Jahre darauf noch mehr, als ich, bei einem protestantischen Pastor zu Gast, aus der Hand von dessen Vikar die religiösen Schriften Sören Kierkegaards empfing und darin in des Pastors Gemüsegarten zu lesen begann. Hier allein hat der Einfluß Kierkegaards auf mich eingesetzt, mich in meiner Abwehr gegen so etwas wie Harnacks Wesen des Christentums bestärkend.

Heute aber fällt mir mit Adolf Harnack, die Historie betreffend, eine sehr bedeutsame, höchst wesenhafte, entschieden gefährliche Eigenschaft des Deutschen ein und auf, deren nähere Bestimmung einige Schwierigkeit bereiten muß. In Nietzsches «Unzeitgemäßer Betrachtung» über den Wert und Unwert des Geschichtsstudiums handelt es sich darum, daß oder in wieweit Geschichte die Ursprünglichkeit, sagen wir: das Naturell des Menschen zu beeinflussen, zu beeinträchtigen vermöge. Diese Fragestellung ist sehr deutsch, das damit angedeutete Bedenken ist es. Würde etwa ein Franzose sein Naturell durch die Geschichte zu gefährden fürchten, sie als dem Naturell unbekömmlich, ja direkt schädlich empfinden? Wozu hätte er sonst sein Bedürfnis nach Ruhm, seine so eindeutige Beziehung dazu? Wie sie dem Deutschen abgeht, der sich selber gerne in Rücksicht auf den Ruhm zugleich über- und unterbietet. Dem Engländer, fähig, den größten Stolz mit Bescheidenheit, besser: Bescheidung zu vereinigen, genügt die Tradition, damit er sich nicht verliere, nicht entzweigehe. Die schon genannten Katastrophen in der deutschen Geschichte bis heute, will sagen: bis zur allerentsetzlichsten sind letztlich nur das Zeichen davon, daß der Deutsche an der Tradition weniger hängt als andere Nationen, daß er sie leicht verliert, vergißt, plötzlich nach einem Neuen, Anderen, Fremden verlangend wie einer, dem in der eigenen Haut nicht wohl ist. Ich behaupte hier nur Tatsächliches, doch scheint es mir für das Auffallende, höchst Bedenkliche an der Beziehung des Deutschen zur Geschichte überhaupt, nicht etwa nur zu seiner eigenen, nicht entscheidend genug. Es ist da etwas mit im Spiel, etwas wie ein Fehler, ein Fehler im Mechanismus seines Wesens, in der Verklammerung des Menschlichen und des Nationalen. Es ist nämlich so, daß der Deutsche zu leicht, zu schnell auf die Geschichte als solche verfällt, in sie gerät, als wäre Geschichte ein Geleise, das einen leichter trägt und schneller befördert, daß er etwas auf die Geschichte schiebt, ihr überantwortet, womit er als Person oder auch nur als Vernunftwesen nicht fertig werden kann, daß ihm endlich die Geschichte förmlich dabei helfen soll, Entscheidungen, welche den ewigen, an die Ewigkeit gewiesenen Menschen angehen und im Augenblick getroffen werden müßten, aufzuschieben, vor sich her zu schieben. Kommt daher nicht seine Romantik, die sein Wesen gründlicher durchdringt als etwa das des Franzosen?

Die große deutsche Geschichtsschreibung im 19. Jahrhundert — hat sie nicht ihre Wurzel in der Romantik, in diesem eigentlichen Ruhm und Rühmen des Deutschen?

Diese Schwierigkeit nun, sich der Verstrickung der Geschichte zu entwinden, dieses Aufschieben, Hinschieben, die Sache auf ein Geleise-Bringen, das eigentliche Hamlettum des Deutschen schließt eine andere Eigenart in sich ein, die gerade heute anzuzeigen notwendig erscheint: der Deutsche ist unter allen Völkern und Stämmen Europas der am wenigsten fanatische Mensch. Was uns zuweilen als fanatisch, als Fanatismen erscheinen möchte, sind meist nur Leerläufe ins bloß Begriffliche oder Stockungen, Verhärtungen, Verkrustungen darin, Befangenheiten, nichts anderes. Deutsche selber haben gelegentlich vor dem Kriege Hitler mit dessen Fanatismus zu erklären und zu entschuldigen gesucht. Es mag sein, daß dem eigenen Mangel an Fanatischem gegenüber Fanatismus schließlich nur als Verbrechertum in Erscheinung treten konnte. Mir ist das Fanatische als solches an dieser unseligsten Figur immer nur aufgefallen und wesentlich erschienen, indem oder wenn ich ihm das Schauspielertum Wilhelms II. entgegenhalten konnte. Es ist in der Tat so, wie wenn hier das eine das andere herausgefordert hätte. Man hat sich in Deutschland angewöhnt, eine solche Folge oder Verkettung dynamisch zu nennen; es gibt aber Gründe, sie als Mangel an Gleichgewicht zu bezeichnen.

Schauspieler und Fanatiker, das geht zusammen und vermag eine Einheit zu bilden auf der Ebene des Priesterlichen, im Anblick einer strengen, eifernden Gottheit; in Rücksicht auf die Freiheit aber zerstören sie sich gegenseitig, zerstört jedes für sich die Persönlichkeit, den Charakter, wofür sich im Deutschland nach Bismarck so zahlreiche Beispiele anführen lassen.

Ich kann das Thema, das ich hiemit angeschlagen, an dieser Stelle, weil zu weit führend, nicht zu Ende verfolgen, es gibt mir aber Gelegenheit zu folgenden Bemerkungen, eben das dem Menschenwesen eigentümliche Fanatische betreffend: Daß nämlich dieses in Europa (zum Unterschied von Asien mit seinem magischen Leib) ins Politische umgebogen, dahin verlegt, umgewertet wurde, das verdanken wir der Antike, Rom mehr als Athen, verdanken wir dem Größenbegriff der Antike, macht diesen aus, ist Europas kostbares Erbe, was immer Fanatiker der Sexualpsychologie in der Art von D. H. Lawrence, Fanatiker des Kleinen und Privaten, dagegen vorbringen zu müssen meinen.

Im Schauspieler (seiner selbst) und im Fanatiker entartet die Größe, die Größenidee, artet sie aus, was so viel heißt, wie daß beider «Größe» ohne Maß ist, weshalb auch beide, jeder auf seine Art, über den mannigfach, zumeist unter dem Applaus einer zahllosen Menge Volkes zu variierenden Satz: Ich bin der Größte von allen und so

weiter, nicht hinauskommen. In der Antike hat Größe zum Charakter dazugehört, wurde dazu gefordert, was ganz und gar an dem gelegen ist, daß ihr die Idee der Kindlichkeit im Sinne des Evangeliums abgegangen ist. «Lasset die Kindlein zu mir kommen». Es entbehrt darum jeden Sinnes, den Großen Plutarchs Kleinheit vorzuwerfen, Gefräßigkeit, Ehrsucht und ähnliches, wie es Richard Wagner einmal in einem Briefe an Mathilde Wesendonck tut, weil groß dort nicht einfach groß ist, sondern die Größe an das Maß gebunden war und dieses an den Mythos, als welcher für sich genommen wiederum die einzige Kindlichkeit, das einzige Kindtum bedeutet, worüber der antike Mensch verfügen konnte.

Darüber habe ich mich schon anderen Orts ausgelassen, hier kommt es mir auf Größe, die Größenidee in Rücksicht auf das Fanatische, den Fanatiker in uns an. Wie ich eben noch behauptet habe, daß letzterer und der Schauspieler, beide zusammen und jeder für sich genommen, den Charakter zu zersetzen neigen (außer, noch einmal, auf der Ebene des Priesterlichen, Priesterlich-Magischen), so sage ich jetzt, daß die Größe, Größenidee der Antike, will sagen: die Vereinigung von Größe und Maß in derselben so beschaffen ist, daß sie sowohl vom Schauspieler als auch vom Fanatiker in uns mit Leichtigkeit gesprengt werden kann. Was, wie ich wiederhole, eine der Hauptaufgaben der modernsten Psychologie zu sein scheint: diese Sprengung von Größe und Maß durch den Schauspieler und Fanatiker in uns. Das Zusammentreffen der Diktatoren und der Psychoanalytiker ist keinesfalls ein zufälliges.

So viel also im Hinblick auf die Relation des Fanatischen zu Größe, Charakter, Schlagkraft, Handlung und Endziel.

13.

Jetzt ein Neues, zur Bestimmung des fanatischen Menschen wie des Deutschen und Deutsch-Preußischen dienend. Der Fanatiker braucht das Glück zum Bestand seiner Welt. Seine ganze Sinnlichkeit und Weltläufigkeit verdichtet sich im Glück. Er kommt ohne Glück nicht aus. Ist das so schlecht (wie er selber oft meint, daß es sei)? Das ganze politische Wesen lebt doch davon, daß das Glück Glück, will sagen: außerhalb von uns bleibt, daß wir vom Erfolg abhängen, Erfolg haben müssen. Ein Heiliger kann «ohne Erfolg» groß sein. Daher seine Verkennung und seine Askese. Ein verkannter Politiker aber ist im Widerspruch mit sich selber. Wir dürfen darum den Erfolg, das Glück, niemals von einer politischen Größe abziehen, wenn alles stimmen soll. Ich komme noch einmal darauf zurück, daß Kompromisse als solche nur in einer Welt mit Glücksfällen, also in keiner

mit der bloßen Bestimmung durch das Absolute zu machen sind. Kompromisse haben stets dort den Geschmack des Mittelmäßigen, wo das Politische mit dem Absoluten durcheinander geworfen, ja vermengt wird, was freilich stets der Fall ist, wenn ein wesentlich unfanatischer Mensch wie der Deutsche sich fanatisch gebärdet.

Es bleibt also dabei, daß zum Fanatiker, zu einer fanatischen Seele, das Glück dazu gehört, der Zufall, das von Außen Zustoßende. Nehmen wir aber jetzt einmal eine unfanatische Veranlagung wie die Hamlets, den aufschiebenden, auf die Zeit schiebenden, eine deutsche Seele, nehmen wir die des größten Deutschen, Goethes. Ihr Glück kann nur darin liegen, daß sie sich zugleich mit ihrer Geschichte vollendet. Das war in der Tat das Glück im Leben Goethes mit seiner zu tiefst ganz unfanatischen Gemütsanlage, als aus welcher heraus er einmal den Satz aussprach, aussprechen durfte, daß der Handelnde stets gewissenlos sei. Somit war es ihm allein, dem höchsten Genius, dem Glücklichen, erlaubt, das Leben auf die Geschichte zu schieben, es zugleich als Beispiel darzubieten und als Glücksfall hinzunehmen. Wir sagen das Höchste von diesem Leben aus, indem wir behaupten, daß es ebenso ein Glücksfall, ein Optimum sei wie Shakespeare ein Mythos. Von allen Großen des Geistes ist Goethe der erste, der ganz aus dem Mythos, aus der Raumwelt des Mythischen, herausgetreten ist. Daher dann die große Bedeutung seiner Geschichte, seines Werdens, daher dessen Beispielhaftigkeit.

In dieses Deutschtum nun, in das Goethes, Weimars oder wie man es nennen will — es war durchaus auch das Deutschtum Grillparzers, Stifters — hat nun das Preußische eingegriffen, Friedrich II. mit seinem quand-même, auch mit seiner Fremdheit allem Deutschen gegenüber, einem Zwiespalt, der keiner war, wohl aber seine Gewalttätigkeit, ja Willkür im Wesen und Handeln auf gewisse Weise begründete und förderte, der preußische Militarismus mit seinem Kategorischen jeder Art, seiner Anschauungslosigkeit, mit der damit sich gut vertragenden Manie, so viel als möglich an sich zu reißen, zu erraffen, seinem Bedürfnis nach Superlativischem und dem darin eingebetteten Rühmlichen, mit Moltkes Identifizierung von Glück und Tüchtigkeit. Alles das, heute unter Militarismus, preußischem, kurz und hastig, einer allmächtigen Propaganda dienend, zusammengefaßt, ist ebenso wenig Fanatismus, wie wir diesen eben jetzt zu bestimmen versucht haben, wie der Deutsche selbst Fanatiker ist. Nur hat vielleicht das Zusammentreffen des Deutschen und des spezifisch Preußischen, eben des Militarismus, hat die Führung des Deutschen durch Preußen das erzeugt, oder auch nur vermehrt, was Clemenceau aus seinem Haß heraus, mit dem Blick des Hassenden, als den Todeswillen des Deutschen zu erkennen meinte, als etwas also, was so aussieht wie Fanatismus, ohne es in Wirklichkeit zu sein.

Und hier liegt die Tragik dieser zwei ganz echten Genies preußischer Prägung: Heinrich von Kleists und Bismarcks, die nie zusammen genannt werden, in diesem Jahre des Untergangs, der Liquidierung des preußischen Staatswesens aber einmal nebeneinander auftreten sollen, wie durch ein gemeinsames, vom greisen Staatsmann in Stunden der Verdüsterung vorausgefühltes Schicksal vereint.

Heinrich von Kleists Selbstmord bedeutet doch nichts anderes, als daß er es nicht vermochte, auch nie gewagt haben würde, wenn er es vermocht hätte, glücklich zu sein im Sinne Goethes, sich, heißt das noch einmal, in und mit der Geschichte zu vollenden. Kleists Selbstmord war nicht Wahnsinn, sondern im tiefsten Glücklosigkeit, Abbruch, plötzlicher, unvorhergesehener. Wie einem oft die Pflicht mit ihrem Kategorischen als Abbruch erscheinen kann und darf. Als Abbruch vor dem Glück.

Die Größe und Echtheit der Genialität Bismarcks wird von niemandem bestritten. Ein so ausgesprochener Hasser alles Preußischen wie der englische Historiker Hilaire Belloc stellt Bismarck neben Richelieu, beide als die größten Staatsmänner der neueren Zeit bezeichnend. Und doch gibt es heute nicht wenige Deutsche, die das Unglück, die Katastrophe sondergleichen ihres Volkes, auf ihn zurückführen, auf Bismarck als die «erste Ursache». Darauf ist zunächst einmal nur das eine zu sagen: Welches Schicksal überhaupt eines großen Volkes, mit seiner Geschichte an das Imperium der Römer gebunden, daß aus einem Großen und Machtvollen ein so Erbärmliches, eine solche Machtlosigkeit und Entrechtung erfolgen mußte! Wie sehr die Glücklosigkeit eines metaphysisch veranlagten Volkes! Dessen größter Mann, wie wir gezeigt haben, sich als ein Glücksfall in einem besonderen, ja einzigen Sinne erweist. Man möchte auch sagen: welcher Fanatismus à rebours bei einem Volke, das der Welt einen Bach, einen Beethoven, einen Mozart geschenkt hat, die alle drei ebenso wenig mehr bloße Glücksfälle waren wie Dante oder Homer! Man soll uns doch nicht weismachen wollen, daß das Reich Bismarcks allein am Machtwillen zu Grunde gegangen sei — heute, wo in Europa der nackteste Machtwillen tobt. Die Wahrheit ist wohl die, daß Bismarck, der den Deutschen besser kannte als die Leute es tun, die heute über dessen Schicksal entscheiden, wußte und sah, wie gerade bei diesem, wie gesagt, metaphysisch veranlagten Volke, das den größten militärischen Mut mit der allergeringsten Zivilcourage — ein Ausdruck der ersten Kanzlers selber — zu vereinigen weiß, Macht in Ohnmacht umzukippen die Neigung, ja im tiefsten den Willen hat und daß er auf dieser Erkenntnis und Ahnung das allzu Künstliche, das allzu sehr Auf-seine Person-Gestellte seiner Politik, Versicherung und Rückversicherung, in den letzten Jahren gründen mußte. Was ein Fehler war, sein Feh-

ler, aber auch der des deutschen Volkes. Und das vielleicht im allerletzten Grunde auf die schon genannte prekäre Verklammerung zwischen Menschlichem und Nationalem und auch auf einen deutlichen Dissens zwischen dem Volk und dessen großen Geistern zurückgeht.

14.

Ich habe mich von der frühesten Jugend an leidenschaftlich als Österreicher der alten Monarchie gefühlt und bewahre noch heute im Gedächtnis die große Empörung des Knaben darüber, daß in einem Einkehrwirtshaus an der Grenze in Schlesien auf österreichischem Boden statt des üblichen Kaiserbildnisses die Porträts Wilhelms I. und Bismarcks an der Wand der Gaststube hingen. Meine schlesischen Vettern auf österreichischer Seite waren zumeist alldeutsch gesinnt, so daß es zwischen uns, so oft ich meine Verwandten besuchen durfte, nie ohne politischen Streit abging. Ein gemeinsamer Ausflug zur Besichtigung eines Schaffgotschen Schlosses im Preußischen, wir füllen alle, zusammen mit einer Tante, ein ganzes Coupé, auf der Heimfahrt nachts der gewohnte Disput über die Vorzüge Österreichs und Deutschland-Preußens, die entscheidende Frage endlich an mich, den 13jährigen, was ich denn in Österreich Bismarck entgegenzustellen vermöchte. In meiner begreiflichen Verlegenheit nenne ich: Taaffe, unseren damaligen Ministerpräsidenten, der nicht ganz ohne Weisheit für Österreich das «Sich-Fortwursteln» empfahl. Auf welche Antwort ein solches Gelächter ausbrach, daß mir nichts anderes übrig blieb, als bis zur Endstation den Kopf zum Fenster hinauszustecken.

Es gibt auf dem Gebiete des Politisch-Historischen keine plastisch-schönere Sprache als die in Bismarcks «Gedanken und Erinnerungen». Der schon erwähnte Hilaire Belloc meint bei seinem Vergleich zwischen Richelieu und Bismarck, daß dem Franzosen schließlich doch der stärkere Wille, der französische, das reinere Stahl dieses Willens, zuzuerkennen sei. Welcher Ansicht wohl nicht gut widersprochen werden kann. Nur ist die Sprache Bismarcks, muß bemerkt werden, gerade um des Weicheren, weniger Harten willen plastischer, sich der Natur der Dinge mehr anschmiegend als die Richelieus in dessen Memoiren, gleichwie die Sprache in Goethes «Dichtung und Wahrheit» mehr wiegt als die viel gerühmte Rhetorik Châteaubriands in dessen «Mémoires d'outre-tombe». Die prekäre Verklammerung zwischen Humanem und Nationalem beim Deutschen, dessen dauernde Bekümmerung um die Grenzen jeder Art ist wohl auf dem Gebiete des Politischen, wo es um das Mittlere, das Maß, den Vergleich gehen muß, hinderlich und beklagenswert; auf den Höhen aber hat sie den Deutschen zu fördern vermocht. Zweifellos

war Calvin der größere Politiker, der härtere Stahl, doch ist die Sprache seiner Institutio, verglichen mit dem Deutsch des jungen Luther, kaum mehr als ausgezeichnetes Latein.

Ich habe mich in das Bismarck'sche Wesen erst in Schönhausen, dem Geburtsort des großen Mannes, ganz einfühlen können, wo ich vor dem zweiten Weltkrieg und in diesen hinein durch viele aufeinander folgende Jahre hindurch einige Wochen zumeist im Spätsommer verbringen durfte. Ich hatte das Glück, in Bismarcks Schwiegertochter, der Fürstin Herbert, die aufmerksamste, mit dem Herzen am tiefsten eindringende, ich möchte wagen zu sagen: innigste Leserin meiner Bücher zu finden, hat sie doch auch einiges daraus wie Tod und Maske, das Gespräch über die Einbildungskraft aus der Melancholia ins Englische übertragen. (Die Übersetzung des Ewigen Juden scheiterte daran, daß sich im Englischen für das nicht zu umschreibende Wort: Abbinden kein genau entsprechendes finden ließ.)

Die Hochzeit der jungen Gräfin Hoyos mit Herbert Bismarck in Wien war durch die Anwesenheit des seit zwei Jahren entlassenen Reichsgründers, das Verbot Wilhelms II. an den deutschen Botschafter, davon Notiz zu nehmen, die Bitte, ferner, desselben an Kaiser Franz Joseph, Bismarck nicht zu empfangen, zu einem politischen Ereignis erster Ordnung geworden, im Gewicht noch gesteigert durch die Ansprache Bismarcks an die ihm zujubelnden Studenten in dem Sinne, daß diese sich durch nichts so als gute Deutsche erweisen können wie dadurch, daß sie als Österreicher zu ihrem Kaiser und Land stehen.

Es mag Preußen gegeben haben, die es der Österreicherin mit dem spanischen Namen, der halben Engländerin gegenüber übel vermerkten, daß sie eine Landfremde sei. In der Tat entsprach das Preußische der Umgebung ihrem Wesen auf keine Weise, aber möglicherweise war sie als «Fremde» besser instandgesetzt, das, was sie nach dem frühen Tode ihres Mannes als das Erbe ihres Schwiegervaters, ja der Familie erkannt hatte: die Ablehnung des Wilhelminischen, die Unversöhnlichkeit damit festzuhalten. Das Band zwischen Wilhelm II. und der Familie blieb bis zu dessen Abdankung und darüber hinaus zerrissen.

Die Fürstin war Hero-worshipper im Sinne des 19. Jahrhunderts. Ohne alles überschüssig Pathetische, denn die Gewißheit, menschliche Größe erlebt, sozusagen von Angesicht zu Angesicht geschaut, als ein die Gegenwart Füllendes erkannt zu haben, hatte ihren Willen gefestigt. Bis in ihre letzten Tage bewahrte sie diesen starken Willen der Schwachen, der Preisgegebenen. Das, was Menschen solcher Art zu beglücken vermag: die Schwachen, meine ich, mit dem starken Willen, ist nicht das Schauspiel, das Schaustück, auch nicht die Idee, sondern das Vorbild, das Beispiel, dessen Gegenwärtigkeit.

Mir ist immer ihre Beziehung zum Erfolg merkwürdig erschienen. Sie war englisch. Der Engländer wertet den Erfolg anders als der Deutsche, der ihn bald über-, bald unterschätzt, bald dazu-, bald abzählt. Der politisch denkende Mensch hat ihn dazuzuzählen. Nur der Heilige darf ihn, noch einmal, abzählen. Bei der Fürstin gehörte er zur Sache dazu. Und doch hatte auch sie eine, wenn auch versteckte Liebe zu den «Verfolgten». Aber damit bleibe der Mensch allein, habe er allein zu bleiben und die Anderen, denen gegenüber Politik geboten sei, nicht zu genieren.

Größe war der bis ans Ende, bis zu Ende Leidenden, fühlte sie, nur in der Liebesfähigkeit verliehen. Von Natur, aus Leidenschaft ehrgeizig, war ihr höchstes Ziel, alle ihre Kinder mit genau gleicher Liebe zu lieben, so daß keines von ihnen einen Unterschied, auch nicht den geringsten, zu fühlen vermöchte, und ohne daß darum eines von denselben etwas von seiner eigenen Art der mütterlichen Liebe zu opfern hätte. Alles das war schwer, aber gerade im Schweren darf der Mensch nicht versagen, darf es der Edle nicht. Darf nicht gerechnet werden und muß der Mensch Bereitschaft zeigen. Als sich ihr ältester Sohn auf hoher See nach Amerika befand, war die Mutter, zu Hause im Bett liegend, seekrank und nicht er, der Sohn. So schrieb sie mir. Das erinnerte mich ein wenig an den Curé d'Ars, der sich des Nachts für die Sünden seiner Beichtkinder so geißelte, daß man es in der Dorfstraße klatschen hörte. Die Beichtkinder selber hatten als Buße ein paar Vaterunser und Ave Maria zu beten. Dabei war die Fürstin keine Heilige, hatte auch keine Tendenz oder auch nur eine Beziehung zur Heiligkeit. Das alles kam nicht in Betracht. Es war anders. Als ich ihr gegenüber einmal behauptete, daß unter solchen Umständen, nämlich einer ganz gleich gemessenen und zugleich übermäßigen Liebe der Mutter zu ihren Kindern, unter so schweren Bedingungen, von der Mutter an das eigene Menschentum gestellt, ihre Kinder, solche überhaupt nicht in die Welt hineingesetzt werden dürften, verstand sie mich genau und sah mich nur mit einer rührenden Verzagtheit aus ihren türkisblauen Augen an, die jetzt den Blick nicht eines Kindes, wohl aber den eines Mädchens hatten, das am Abend vor der Hochzeit noch einmal ihrer vielen schönen Puppen gedenkt.

Ich hatte in einer frühen Schrift einmal den Heiligen und den Gerechten gegeneinander zu bestimmen unternommen. In Wahrheit ist nur der Heilige gerecht oder geht nur beim Heiligen die Gerechtigkeit ganz im Menschenwesen auf. Bei den anderen bleibt ein Rest, um dessentwillen die Menschen kämpfen und sich wehren. Oder bis ans Ende leiden gleich der Fürstin, die aus Schönhausen, ihrem Witwensitz, vor dem andringenden Feinde fliehen und aus dem Schloß Friederichsruh, wohin sie sich gerettet, da dieses, von einer eng-

lischen Fliegerbombe getroffen, Tote in sich bergend, in Flammen aufzugehen anfing, als Totkranke herausgetragen und in ein Pächterhaus gebracht werden mußte.

Schönhausen war, wie gesagt, ihr Witwensitz, das sie seit der Mündigkeitserklärung des ältesten Sohnes eben bis zur Flucht bewohnte. Hier sehe ich sie im weißen Fensterrahmen der Schloßfront dem von der Eisenbahnstation im blauen Halbgedeckten Ankommenden entgegenblicken, bleichen Gesichtes, wie immer in Schwarz. Den Intimen ihres Verwandten- und Freundeskreises geht sie bis zur Eichentreppe in der Schloßhalle entgegen, die fast durchsichtige Hand auf die breite hellbraune Rampe gestützt. Fremde werden im großen Salon empfangen, der angefüllt ist mit Erinnerungen an den Kanzler, allerhand Geschenken von den Mächtigen der Erde damals. Über die Wände ist eine chinesische Tapete gespannt, eine Gabe des Kaisers Alexanders II. Sie war vom Kaiser von China durch den chinesischen Botschafter einer von den beiden russischen Kaiserinnen des XVIII. Jahrhunderts, Elisabeth oder Katerina II., ich weiß jetzt nicht welcher, überreicht worden. Sie dürfte wohl wieder den Weg dorthin, woher sie gekommen, zurückgefunden haben. Ich sehe sie zweimal des Tages durch die große Allee des Parkes, zwischen gestutzten Ulmengebüschen, an den wie mit einem grünen Schimmel bedeckten Wassergräben entlang eilen, um einen kleinen Teich herum, an dessen Ufer Barockstatuen aus Sandstein stehen, allerlei Mythologien darstellend, wohl aus der Zeit stammend, da Winckelmann im nahen Stendal geboren wurde. Sie eilt wie mit Geisterschritten, gewichtlos, die Augen gegen das Licht mit einem Fächer oder Schirm schützend. Ich erinnere sie in ihrem Boudoir mit der kleinen Privatbibliothek nach dem Tee, wohin wir uns zurückziehen, so oft ich, in einer der beiden tiefen Fensternischen der dicken Schloßmauer sitzend, aus aus meinen Büchern vorlese. Ich gedenke der Ausfahrten am Damm die Elbe entlang, der Himmel voll phantastischer Wolkengebilde über ein ganz flaches Land gebreitet. Ich gedenke der Menschen, denen ich dort begegnet bin, Frondeurs zumeist aus den vergangenen Jahrzehnten der Wilhelminischen Aera, auch zweier, die für die deutsche Mißgeburt ein paar Jahre später ihr Leben am Galgen lassen mußten.

Ich bewahre aber im besonderen zwei Tage in der Erinnerung. Der eine war der jenes Septemberabends im Jahre 1938, der letzte von denen, an welchen Stümper, Tröpfe und Betrüger miteinander einen Vertrag schlossen, auf solche Weise ihr Auskommen suchend, beziehungsweise vorschützend. Sie sind in die Geschichte als die Tage von München eingegangen. Es war schon dunkel geworden, die Luft schwül, ich laufe in der breiten Allee mit den drei Reihen von Linden, Eschen, Kastanienbäumen hin und her, mit wachsender Ungeduld der Entscheidung über Krieg und Frieden harrend, die jeder Augen-

blick durch das Radio oben im Schloß bringen sollte. Am Boden huscht im Dunkel über gefallenes Laub eine Igelmutter mit zahllosen Jungen, großen Käfern gleichend, die alle stets ganz stille halten wie gebannt, so oft ich den Fuß oder Stock vor einem von ihnen fest auf den Boden setze. Oben im Geäst der uralten Bäume schreien, kreischen die Eulen, die Käuzchen, als gälte es heute das Weltende zu verkünden. Nach einem überaus albernen Gesetz des Reichsjägermeisters mußten überall in ganz Deutschland die Raubvögel geschont werden. Es gab infolgedessen im Schönhausener Park keine Singvögel mehr, das Schlagen der Nachtigallen im Gebüsch um den kleinen Teich mit den Barockmythologien herum, das früher einem den Schlaf rauben konnte, war gänzlich verstummt. Plötzlich steht am Beginn der Allee ein Menschenschatten vor mir. Ich erkenne die Fürstin, sie ist ohne Hut und Mantel und ruft nur: Der Friede ist gerettet. Er hat nachgegeben. Mussolini hat die Sache entschieden. Kommen Sie essen!

Das ist der eine Tag, dessen ich im besonderen gedenke, jener der uns den Frieden brachte, dessen Segnungen heute die Welt genießt. Der andere ist im Herbst 1942, fast drei Jahre vor dem Ende, der Plünderung, Enteignung des Schlosses, Zerstörung des Parkes, dessen gesamter Baumbestand zur Gewinnung von Brennmaterial für Flüchtlinge gefällt wurde. Der alte, blaue, schön geschweifte Halbgedeckte, noch vom Kanzler herstammend, darum sehr weit und umfassend, wartet vor der Schloßtür. Ich verabschiede mich von der Fürstin, die am Wagen steht. Wir, ein junger Freund und ich, verlassen im Bogen den Schloßhof oder wie man sonst die mit tiefem Sand bedeckte Anlage vor dem Schloß nennen will, ich drehe mich noch einmal um, den Hut ziehend, doch schon eilt die Fürstin, sich auf den Schirm stützend, zwischen den Linden durch in der Richtung zum Küchengarten hin, sie will offenbar zum Holzgittertor gehen, an dem wir auf der Straße zum Bahnhof die Gartenmauer entlang vorbei müssen. Sie erreicht das Tor nicht mehr, wir sehen sie von weitem mit dem Taschentuch winken. Und es war, wie wenn sie sich hinter ihr Winken zurückzöge, dahinter verschwände, zum Schatten würde, in der Welt der Schatten Bergung für immer suchend. Ich habe sie im Leben nicht mehr wiedergesehen, ich wußte, daß ich sie, daß ich Schönhausen nicht wiedersehen werde. Es sollte nur noch wenige Zeit dauern, bis daß die große Zerstörung ringsum und überall in Deutschland einsetzte.